

Kathleen  
**WEISE**

*Blut-  
rote  
Lilien*



**Planet Girl**

*1562 beginnen in Frankreich die Religionskriege zwischen Katholiken und Protestanten, die ihren Höhepunkt 1572 in der Bartholomäusnacht finden, in der Tausende Protestanten ermordet werden.*

*Die durch Spanien unterstützte Liga katholischer Verbündeter besetzt Jahre später Paris. Der vertriebene französische König, Henri III., sucht Hilfe bei seinem Schwager, dem Protestanten Henri von Navarra.*

*Nachdem Henri III. ermordet wird, tritt Henri von Navarra zum Katholizismus über und besteigt als Henri IV. den Thron. Doch Frankreich ist ein geteiltes Land und teilweise von Spanien besetzt.*

*Nach einem dreijährigen Krieg vereint Henri IV. das Land und erlässt 1598 das Edikt von Nantes, das die Religionsfreiheit garantiert. 1600 heiratet er in zweiter Ehe Maria de Medici.*

*Doch der Frieden steht auf wackligen Beinen und Spaniens König Philipp hat die Niederlage durch Henri IV. nicht vergessen ...*



*Paris 1609*

- I -

**A**NGEWIDERT RÜMPFTE MANON DIE NASE.

»Ich kann nicht glauben, dass es hier so stinkt!«, sagte sie mit einem Gesicht, als hätte sie Zwiebeln geschnitten, und hastig hielt sie sich ein Tuch vors Gesicht. »Grauensvoll«, murmelte sie dahinter hervor. Wer es nicht besser wusste, musste annehmen, dass sie fürchterliche Schmerzen erlitt.

Bedauerlicherweise konnte ich ihr nicht widersprechen. Paris schien eine Kloake zu sein und jede Ecke brachte einen anderen Geruch mit sich. Abwechselnd stank es nach Fisch, Feuer, Abfällen und Schweiß und nicht einmal der Schnee konnte den Geruch ganz verdecken. Hinzu kam der ohrenbetäubende Lärm der Straßen, in denen Kutschen über das Straßenpflaster rumpelten und Händler sich schreiend zu überbieten versuchten, während in der Ferne die Glocken von Notre-Dame zu hören waren.

»Die besten Heringe der Stadt!«

»Mit diesen Duftwässern werdet Ihr jeden Herren bezaubern, meine Damen!«



»Kartoffeln.«

»Frisches Brot.«

»Das sieht aber schon alt aus. Ist bestimmt vom Vortag.«

»Verschwinde, du Bengel, oder es setzt was!«

»Brennholz. Trocken und billig!«

Ich war noch sehr klein gewesen, als wir das letzte Mal Paris besucht hatten. In meiner Erinnerung war es ein magischer Ort, an dem elegante Frauen in den schönsten Kleidern herumliefen, nach Rosenwasser rochen und am Nachmittag Marzipankuchen aßen. Mein Paris schmeckte nach Zucker und roch nach Mandeln.

Aber das war viele Jahre her und das Paris, durch das wir an diesem Wintertag fuhren, hinterließ den Geschmack von Asche auf meiner Zunge.

»Warum sind wir nur hierhergekommen?«, jammerte Manon weiter, während die Kutsche schwerfällig über die Rue Saint-Denis Richtung Süden rumpelte und uns dabei von einer Seite auf die andere schleuderte. Schon seit wir im Norden durch das Stadttor gefahren waren, tat mir der Hintern weh. Vor dem kleinen Kutschfenster hüpfen die Bilder auf und ab. An der Straßenseite standen Mägde und schwatzten, während sie den Männern zuwinkten, die an ihnen vorbeiliefen. Ihre dicken Tücher, in die sie sich wegen der Kälte gewickelt hatten, bildeten einen Reigen bunter Punkte.

Als wir in die Rue Saint-Germain einbogen, um an der Seine entlangzufahren, reckte ich neugierig den



Hals. Auf der anderen Seite des Ufers erhob sich dunkel die Silhouette von Notre-Dame, die sich gegen den hellen Himmel abhob. Es kam mir so vor, als wollte man Paris in den Himmel bauen, so hoch waren die Gebäude. In Chantilly, dem Ort, in dem unser Familiensitz war, gab es solche Gebäude nicht. Kaum ein Haus erreichte dort eine dritte Etage. Der Ort, in dem ich aufgewachsen war, lag umgeben von Wäldern und Ackerflächen, auf denen sich im Winter die Raben niederließen. Es passierte kaum etwas Aufregendes.

Die abendliche Wintersonne ließ das Wasser der Seine funkeln wie ein Netz aus Diamanten. Gegen das gleißende Licht musste ich die Augen zu Schlitzen zusammenpressen, so sehr blendete es mich. Wie wunderschön doch alles war.

Für einen Moment hielt ich die Luft an.

Bei seinen Besuchen in Chantilly hatte Vater so oft vom königlichen Hof gesprochen, dass ich es kaum abwarten konnte, all die Wunder zu sehen, von denen er erzählt hatte. Angeblich gab es kleine Bäume aus Zucker, die den echten zum Verwechseln ähnlich sahen. Und die Ehrendamen der Königin trugen die erstaunlichsten Kleider, hatte mir Henri in einem seiner seltenen Briefe geschrieben. Mein Bruder wollte mir ein neues Spiel beibringen, das vor allem bei den Herren sehr beliebt war: *Jeu de Paume*, dabei mussten die Gegner einen kleinen Ball über ein Netz schlagen. Ich hatte die Regeln nicht vollständig begriffen, aber Henri



hatte mir versprochen, dass ich es schnell lernen würde. Er war schon über ein Jahr am Hof und noch immer nicht nach Chantilly zurückgekehrt. Da er schnell das Interesse an etwas verlor, schien mir der Hof ein ganz erstaunlicher Ort zu sein, wenn er ihn so lange fesseln konnte.

»Außerdem zieht es«, murmelte Manon in meine Gedanken hinein und ich wandte mich von dem Schauspiel auf dem Wasser ab. »Mein Nacken ist schon ganz steif.« Der Blick aus ihren dunklen Augen war ein einziger Vorwurf. »Im Winter sollte man nicht reisen, das ist ja die reinste Unvernunft. Den Tod werden wir uns noch holen!«

Ich musste lachen. »Nun jammere doch nicht so, Manon. Man könnte meinen, du fährst zu einer Hinrichtung und nicht an den Hof. Bist du denn kein bisschen neugierig? Es heißt, der Hof sei voller unglaublicher Dinge. Es soll sogar Figuren geben, die durch Wasser bewegt werden. Sie hängen nicht an Schnüren. Kannst du dir das vorstellen?«

»Pah«, sagte sie mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Was interessieren mich solche Automaten, wenn man nie die Hand von der Nase nehmen kann.«

Amüsiert sah ich wieder aus dem Fenster, vor dem sich die Königskirche Saint-Germain aufbaute. Auf dem Platz davor fand gerade Markt statt. Stand um Stand reihte sich aneinander und dicht drängten sich die Menschen durch die engen Gassen dazwischen. Eine



Gruppe Hunde balgte sich neben einem Metzger um die Fleischabfälle, deren blutige Überreste den Schnee rot färbten. Der Metzger versuchte, die Hunde zu verscheuchen, aber sie ließen sich nicht vertreiben. Sie schienen niemandem zu gehören, ihr Fell war spröde und verfilzt und an einigen Stellen sogar weggebissen.

Sie waren ein trauriger Anblick und mich fröstelte auf einmal, denn ich erinnerte mich an die alte Bertha, unsere Köchin in Chantilly. Sie hatte einmal behauptet, aus den Innereien eines Tieres könne man die Zukunft vorhersagen. Als Vater davon erfahren hatte, hatte er sie gescholten, sie solle mich mit diesem Aberglauben in Ruhe lassen. Danach hatte Bertha nie wieder davon gesprochen, aber ich sah, wie sie sich jedes Mal bekreuzigte, wenn die Jagdhunde mit Innereien gefüttert wurden.

Wenn also doch etwas an diesen Geschichten dran war, was stand dann dort unten im Schnee geschrieben? Was würde die Zukunft für mich bereithalten? Das Leben in Chantilly war ruhig gewesen. Nie passierte etwas Außergewöhnliches und immer verhielten sich alle gleich. So manchen Tag war es mir recht öde vorgekommen.

»Ich verstehe überhaupt nicht, wozu diese Eile betrieben wird. Konnte man nicht warten, bis es Frühjahr wird?«, empörte sich Manon gerade ein weiteres Mal und musste dabei wohl ihren Fuß bewegt haben, denn Orson, die Dänische Dogge, die bisher auf unseren



Füßen gelegen hatte, schreckte auf und ließ ein lautes Kläffen hören.

Ich beugte mich hinunter und fuhr dem Hund über den breiten Schädel, wobei ich »Ganz ruhig« murmelte, bis Orson wieder die Schnauze auf die Vorderpfoten legte und sein Gewicht dafür sorgte, dass wir warme Füße behielten. Dabei schmatzte er wie unser Stallmeister Johann nach dem Essen und wedelte mit dem Schwanz.

Seit ich denken konnte, war Orson mein Begleiter, mit zwei Jahren hatte ich mich schon an seinem Hals festgehalten, um beim Laufen nicht umzufallen, und er hatte sich alles mit Engelsgeduld gefallen lassen. Und jetzt kam er sogar mit mir nach Paris auf seine alten Tage.

»Vater sagt, es wird Zeit, dass ich am Hof eingeführt werde, immerhin ist Henri nun auch schon verheiratet und ...«

Weiter kam ich nicht, weil die Kutsche in ein Schlagloch geriet, gefährlich zur Seite kippte und wir über die Sitzbank rutschten. Ich stieß mir den Ellbogen an der hölzernen Armlehne und rieb missmutig die schmerzende Stelle.

Wütend klopfte Manon mit der Faust gegen die Wand, hinter der der Kutscher saß, und brüllte: »Pass gefälligst auf!«, aber es nützte nichts, wir rumpelten weiter durch die Schlaglöcher, als bekämen wir für jeden Treffer zehn Écu. Am Ende dieser Reise konnte man mich sicher *Madame Blauhintern* nennen.



Mit Erleichterung sah ich, dass vor uns endlich die Mauern des Louvre zu erkennen waren, in dem der Hof ansässig war. Die Höllenfahrt hatte nun bald ihr Ende gefunden und ich spürte beim Anblick der reich verzierten Fassade ein drückendes Kribbeln im Magen. Ich war erwartungsvoll wie ein Falke, der zum ersten Mal aufsteigt. Paris mochte vielleicht nicht gut riechen, aber es schien mir einfach die aufregendste Stadt der Welt, und es fiel mir schwer, mir vorzustellen, dass irgendeine Stadt sich mit ihm messen konnte. Es würde sicher Jahre dauern, bis man alle Ecken von Paris gesehen hatte!

Der Marquis de Bassompierre hatte mir einmal von Florenz und Venedig vorgeschwärmt, der Kunst und dem Licht. Aber wie konnte irgendeine Stadt Paris übertreffen? Es musste einem leichtfallen, hier Erfindungen zu machen wie die beweglichen Automaten. Der Marquis hatte versprochen, nach unserer Hochzeit würde er mit mir verreisen und mir all jene Städte zeigen, von denen er schwärmte und die ich nur aus den Erzählungen meiner Erzieher kannte, selbst Köln mit seinem Dom. Dann würden wir ja sehen, ob seine Städte hielten, was er versprach.

Beim Gedanken an de Bassompierre wurde mir zum ersten Mal auf unserer Reise trotz der Winterkälte warm. Ich dachte an seine Augen, die so blau waren wie die Seidenweste, die er so gern trug, an seinen Mund, der stets zu lächeln schien, und daran, wie er nach mei-



ner Hand gegriffen hatte und sie hielt, als wäre sie kostbar. Ich dachte auch an das blonde Haar, das ihm in großen Locken auf die Schultern fiel und das ich gern berührt hätte. Er sah aus wie die Statue des Schreibers vor den Toren von Chantilly und ich erinnerte mich daran, wie er gelacht hatte, als ich sie ihm gezeigt hatte. Auch damals war mir unter seinem Blick ganz warm geworden, als er gesagt hatte, ich sei *entzückend*.

Als Vater mir im Sommer mitgeteilt hatte, dass die Hochzeit mit dem Marquis eine beschlossene Sache sei, wäre ich am liebsten aus Chantilly geflohen, doch dann hatte ich meinen zukünftigen Ehemann getroffen und war erleichtert gewesen. Im Gegensatz zu den Männern meiner Schwestern war de Bassompierre sehr gut aussehend. Er war groß, seine Zähne standen nicht schief und in seinen Augen lag stets ein Funkeln. Über eine Stunde lang waren wir durch den Park spaziert, vorbei am *Maison de Sylvie*, einem versteckten Pavillon, und den Brunnen, Manon natürlich immer wenige Schritte hinter uns. Dabei hatte sich der Marquis als aufmerksamer Gesprächspartner herausgestellt. Die Geschichten, die er von seinen Reisen und dem Hof erzählte, klangen fast zu fantastisch, um wahr zu sein, aber wenn ich ihn darauf ansprach, lachte er nur und meinte, ich würde schon noch feststellen, dass der Louvre ein Hof der Wunder sei.

An jenem Tag hatte ich Zuversicht gefasst, dass wir uns gut verstehen würden und dass Vater keine schlech-



te Wahl für mich getroffen hatte. Obwohl der Marquis doppelt so alt war wie ich. Wie viel schlechter war es da meiner Schwester Lotte ergangen, deren Gatte, der Herzog d'Angoulême, zurzeit in der Bastille saß. Wegen Verschwörung gegen den König ausgerechnet! Dieser Hohlkopf.

Seit er wieder abgereist war, hatte mir de Bassompierre in jeder Woche zwei Briefe geschrieben, in denen er mir von seinen Aufgaben bei Hof erzählte oder mir amüsante Geschichten über die Menschen, die ihn umgaben, berichtete. Er schrieb mir, wie sehr ihn der Gedanke an unsere bevorstehende Hochzeit erfreue und dass er es kaum erwarten könne, dass ich nach Paris kam, weil er schon bei unserer ersten Begegnung sein Herz an mich verloren habe. Beim Lesen seiner Briefe war mir stets die Röte in die Wangen gestiegen.

Ich hingegen berichtete in meinen Briefen an ihn von der Entwicklung in unserer Falknerei und den Erfolgen, die ich beim Studium der Literatur machte. Über den Zustand meines Herzens machte ich keine Äußerungen, denn ich glaubte, ihn dafür erst besser kennen zu müssen. Doch unsere Korrespondenz war mir ein Zeichen dafür, dass es zwischen uns ein Einverständnis gab.

Bei der Erinnerung daran verschwand das leise, nagende Gefühl, das ich immer verspürte, wenn ich daran dachte, dass ich bald eine verheiratete Frau sein



würde. Gebunden an einen Mann, den ich bisher nur einmal gesehen hatte.

Als ich Manon jedoch von meinen Gedanken erzählt hatte, hatte sie die Nase gerümpft und mich *Lamm* genannt. Aus irgendeinem Grund mochte sie den Marquis nicht. Am Anfang hatte ich noch geglaubt, sie hätte Angst, ihre Stelle als Kammerzofe bei mir zu verlieren, da der Marquis eigenes Personal besaß. Doch auch nachdem ich ihr versichert hatte, dass ich sie überallhin mitnehmen würde, solange ich lebte, hatte sie keine freundlichere Miene aufgesetzt. Wann immer der Name de Bassompierre fiel, runzelte sie die Stirn. Dabei weigerte sie sich standhaft, mir den Grund dafür zu nennen. Überhaupt hatte sie in letzter Zeit ein nörgelndes Temperament entwickelt. Ich hoffte, dass sich ihre Laune besserte, wenn sie erst einmal am Hof war. Die Aufregungen dort würden sie sicher davon abhalten, schlechte Laune zu bekommen.

Je näher wir dem Louvre kamen, desto nervöser wurde ich. Bald würde ich meinen Vater und Bruder wiedersehen und auch de Bassompierre. Ob er oft an mich gedacht hatte? Ich fragte mich jedenfalls häufig, was er wohl gerade tat.

Trotzdem hätte ich mit der Heirat noch gewartet, denn auch wenn mir der Marquis nicht unsympathisch war, so sah ich mich dennoch nicht von einer Horde Kinder umgeben, immerhin war ich erst fünfzehn. Außerdem vermisste ich ein tiefer greifendes Gefühl,



das über bloße Sympathie hinausging. Die Verliebtheit, von der die Minnesänger sprachen, hatte ich mir anders vorgestellt. Das hieß wohl, dass ich in den Marquis nicht verliebt war. Doch wie mir meine Erzieher immer wieder gesagt hatten, Liebe war keine Voraussetzung für eine gute Ehe und Vater hielt es für das Beste, mich bald zu verheiraten, denn er sei nicht mehr der Jüngste und wolle mich versorgt wissen, behauptete er.

Ein einziges Mal hatte ich ihm von dem Gefühl der Unruhe erzählt, das mich immer beschlich, wenn die Rede auf die bevorstehende Hochzeit kam, aber da hatte er sofort erwidert, das sei nur die Aufregung vor dem großen Tag, das werde sich legen, sobald ich erst verheiratet sei. Ich hoffte sehr, dass er recht hatte.

Manon schimpfte noch immer vor sich hin und weißer Dampf stieg wie Wolken von ihrer Nase auf. Sie rieb die fröstelnden Hände gegeneinander und blies hinein, aber ihre Fingerspitzen waren bereits blau angelaufen.

»Hier«, sagte ich und zog mir die Handschuhe aus Kaninchenfell von den Händen. »Nimm sie für eine Weile, meine Hände sind warm genug.«

Einen Augenblick zögerte sie, weil es unschicklich war, dass die Herrin ohne Handschuhe war, während ihre Dienerin die Finger wärmte, aber dann siegte die Sehnsucht nach Wärme und sie streckte die Hand aus.

»Na gut, aber nur einen Moment, dann bekommt Ihr sie wieder.«



Ich lächelte und schob die Hände unter den Hintern, sodass sie warm blieben, während Manon zufrieden seufzte und nun sogar lächelte, als sie aus der Kutsche sah.

»Verrückt, dieses Paris. Dieses Gewimmel! Überall Menschen, wohin man auch blickt. Man könnte meinen, man steckt mitten in einem Ameisenhaufen.«

Kein Vergleich zu unserem ruhigen Chantilly, das wir hinter uns gelassen hatten und so schnell nicht wiedersehen würden. Wehmütig dachte ich an den weiten Park mit den mächtigen Bäumen, deren Stämme ganz mit Moos bewachsen waren, und die Falknerei, in der ein stetes Dämmerlicht herrschte. Sie würde ich am meisten vermissen. An keinem anderen Ort in Chantilly hatte ich mich so oft aufgehalten wie dort. Jeden Vogel kannte ich mit Namen und viele von ihnen hatte ich selbst abgetragen. Mars, mein Lieblingsfalke, befand sich in seinem Käfig vorn beim Kutscher. Ich hatte darauf bestanden, ihn mitzunehmen, nachdem mir Henri geschrieben hatte, dass der Hof oft Beizjagden im Wald von Fontainebleau veranstaltete. Ich hatte Mars einfach nicht zurücklassen können.

Plötzlich konnte ich es kaum noch erwarten, dass die Kutsche am Louvre hielt. Neugierig streckte ich den Kopf zum Fenster heraus, während Manon rief: »Was macht Ihr denn da? Ihr werdet Euch erkälten!«

Aber das war mir egal. Paris wartete auf mich.

Ich würde den König und die Königin sehen!

